

Illustriertes Sonntags-Blatt

zur
Amtlichen Taunus-Zeitung.
Verlag von Ph. Kleinbühl in Königstein i. T.

1916. * Nr. 36

Letzte Liebe!

Roman von F. Dalben.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Lilia stand auf: „Ja!“ sagte sie klar und fest. „Heimlich verlobt war ich, aber die Aussichtslosigkeit zur Heirat machte mich feig und mutlos! Meine Eltern wußten nichts davon. Darin liegt alle meine Schuld! Ich war so schlecht — ich belog euch alle — alle! Aber ich kann nicht weiter auf diesem Weg . . . ich kann es nicht! Nur bitten kann ich dich: „Verzeih . . . verzeih mir!“ — Schweigend stand er vor ihr, sein Blick ging über sie hin.

„Und wenn ich nun wartete, Lilia, geduldig wartete! Wenn ich nichts von dir forderte, als nur das Recht zu haben, dich mit aller Schönheit des Lebens zu umgeben, mit dir zu reisen, dir die Welt zu zeigen . . . glaub' es mir, du lernst vergessen, und ich will warten, bis dein Herz sich mir zuwendet . . . O Lilia,

diese Stunde wird kommen, sie muß kommen — eine so tiefe Liebe wie die meine — sie muß einen Wiederklang finden!“ bat er noch einmal.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich habe es gehofft — aber vergebens, ich würde dein Unglück sein, ich fühle es, und darum bitte ich dich: „Gib mich frei, gib mir mein Wort zurück!“

Schweigend zog er den breiten Reif vom Finger, flirrend schlug er an beim Auslegen auf die Marmorplatte des kleinen Tisches.

„Leb wohl!“ sagte er leise.

Sie hob den Blick nicht eher, als bis das leise Schließen der Tür ihr sagte, daß sie allein sei — und frei!

Kein Bedauern kam ihr an, keine Reue. Sie nahm den Ring vom Tisch und schloß die Faust darum.

Nun kam noch das Schwerste — dem Vater ihren Entschluß

mitzuteilen und seinem Zorn stand zu halten — dann erst war der Weg frei, den sie gewählt.

Bürgermeister Luzius war zufrieden mit der Anordnung des Maskenballes, der im weißen Saal des alten Rathauses stattfand. Er hatte sich persönlich um alles gekümmert, um die Ausschmückung der Säle, des Treppenhauses und vor allem die kleinen Überraschungen, die der Blumenwalzer bringen sollte! Es konnte ihm diesmal nichts schön genug sein.

Es war eine ordentliche Festvorfreude in ihm, und gewohnt, seine Gefühle zu zergliedern, mußte er über sich selbst lächeln, über all diesen Eifer, der selbst sein schönes, behagliches Arbeitszimmer nicht ganz einwandfrei mehr bestehen ließ.

Er hatte ja alles dies nur in Gedanken an Susi angeregt. Der Farnschmuck und die Girlanden, die Oleander und Palmenreihen um die große Tafel, die Sträuße blauer Veilchen auf den Kuverts der Damen. — Wie für eine Braut hatte sich

das alte Haus geschmückt, als der festliche Abend anbrach und eine taghelle Lichtfülle sich durch all die hohen Räume ergoß. Alt und jung war massiert, es gab keine Ausnahme an diesem Abend. Frau Luzius erschien im kostbaren Brokatkleide einer alten Patrizieren, während der Bürgermeister die Tracht eines Rats Herrn zur Zeit des Mittelalters sich gewählt hatte. Der schwarze Sammet der samtigen Toga kleidete ihn sehr gut, noch mehr der kostbare Kragen



Bild in einen von deutschen Truppen besetzten französischen Minenrichter vor Verdun, aus dem das angesammelte Wasser mühsam herausgepumpt werden muß.

aus Brabanter Spitzen und das dunkle Barett mit der daran wallenden Feder. — Um Jahre verjüngt erschien ihm sein Bild im Spiegel, das geistvolle, glattrasierte Gesicht mit den scharfen, graublauen Augen und dem spöttisch liebenswürdigen Lächeln um den genussüchtigen Mund.

Die Polonaise war zu Ende, der erste Walzer schloß sich ihr

an. — Fast alles tanzte in den beiden großen Sälen, die eine Säulenreihe von einander schied. Die älteren Herrschaften hielten die Emporen mit den roten Polsterbänken besetzt, um von hier aus den Blick auf die Tanzenden zu haben.

Es waren schöne Erscheinungen darunter und wundervolle Kostüme. Ein farbenbuntes, frohes Bild war es, was sich da im Reigen der jubelnden Walzermelodien bewegte.

Man fand an diesem Abend die Rolle des Zuschauers noch schöner, als sich am Tanz zu beteiligen. Wenigstens Bürgermeister Luzius brachte dies zum Ausdruck.

Er lehnte an der Brüstung als Zuschauer.

Immer sah er nur das Mädchen, das ihm die Schönste und Reizendste dünkte unter ihnen allen.

Einige Damen und Herren bildeten eine Gruppe für sich und hatten in einem der Nebenträume ein Lager improvisiert, bei dem selbst ein lustig flackerndes Feuer nicht fehlte, noch ein Klavierwagen mit einem mageren Pferdchen davor. „Fahrendes Volk“ nannten sie sich. Zu ihnen gehörte auch Susi. — Ganz allein hatte sie sich das Kostüm zusammengestellt. Der schwarze Seidenrock, den sie trug, reichte kaum bis zum Knöchel und gab den in grünen Seidenstiefeln stehenden Fuß frei. Das Blusenhemd aus grobem Leinen, vielfach geflickt und zerrissen, ließ die knospende Schönheit nur ahnen. Ihr Haar fiel offen und lose unter einem fahlgrünen Seidentuch hervor, sie glich einem Bild von Künstlerhand zusammengesetzt.

Eine eifersüchtige Regung kam über ihn, als er sie so von einem Arm in den andern gleiten sah. Sie tanzte viel. Nicht nur, daß sie heute gleichsam an Stelle der Tochter von Bürgermeister Luzius stand, sondern weil sie gesiel.

Er hatte sich von vornherein gesagt, daß er wenig von ihr haben würde an diesem Fest, und doch erfüllte es ihn beinahe mit Unmut. War es doch der letzte Abend, wo Susi noch bei ihnen weilte, ihre Abreise war schon für den morgigen Tag festgesetzt. Wie still würde es um ihn dann wieder sein! — Wie kurz war ihm in ihrer Gegenwart der sonst so lange Abend erschienen. Er hatte des Tanzes dort unten nicht mehr acht gehabt, und so war es ihm entgangen, daß Susi den Saal verlassen hatte, um ihn aufzusuchen. — Sie stand plötzlich neben ihm und legte die Hand auf seinen Arm.

In seine Augen kam ein Leuchten. „Du, Suzette?“

„Ich bin müde, Onkel. Ich glaube, ich vertrage das anhaltende Tanzen nicht, ganz schwindlig ist mir!“

Er zog ihre Hand durch seinen Arm.

„Ich habe in mein Zimmer einige Erfrischungen bringen lassen, von dem Büfett halte ich nicht viel, weißt du.“

Sie stimmte ein in sein heiteres Lachen.

„Komm, Onkel! Ich möchte dein Zimmer so gern sehen, da wo du schaffst und arbeitest. Ich bewußte, es wird dort viel gemüthlicher sein als hier in dem heißen Saal.“

Er schritt mit ihr durch die hellen Korridore, von deren Wänden alte Wappen und Bilder herabgrüßten. Da und dort blieben sie stehen und Susi ließ sich erklären und entzifferte die Jahreszahl, die vom Alter der farbigen Leinwand erzählte.

Dann öffnete er eine der hohen dunklen Türen und sie überschritten die Schwelle seines Arbeitszimmers.

Schweigend blieb Susi inmitten des großen Raumes stehen, ihre Blicke gingen langsam über die dunkel getäfelten Wände, über die hohen Regale, die mit Alten und Büchern angefüllt waren, über die mächtige, altersgeschwärzte Truhe, die den Holzvorrat für den breiten Kamin enthielt.

Er beobachtete sie, wie sie langsam an den Wänden entlang schritt, um vor dem Divan stehen zu bleiben, der schräg in das Zimmer gerückt war. Eine herrliche Marmorgruppe füllte die dahinter entstandene Ecke: Prometheus und die Okeaniden.

Hier blieb sie stehen mit einem Ausruf des Entzückens.

Er war neben sie getreten.

„Nicht wahr, das ist schön, Suzette? — Siehst du, wenn ich so recht müde bin von der Arbeit und vom — Leben, dann strecke ich mich hier in die Kissen und immer gibt mir dieser Marmor neue Gedanken.“

„Dies kann ich verstehen, Onkel!“ sagte sie langsam. „Sieh diesen Ausdruck der Qual in dem Prometheusgesicht, er möchte die Ketten sprengen, die ihn an diesen Felsen fesseln, aber sie sind stärker als Wille und Kraft, sie reißen nicht!“

„Nein,“ sagte er langsam, „sie reißen nicht, Susi! Niemals. Und jeder von uns schleppt unsichtbar an solchen Fesseln, jeder! Nur, daß nicht alle so glücklich sind, die Okeanide zu finden, die bemüht ist, seine Qual zu lindern! — Und weißt du, was ich so oft habe denken müssen, Susi? Du gleichst der Okeanide, die hier ermüdet zusammengefunken ist. Sieh, dieses holde Profil zeigt mir dein Köpfchen, auch dieser Arm, ist er nicht so weich gerundet wie der deine?“

Sie sah leise lachend zu ihm auf. „Nicht spotten, Onkel!“ „Wie sollte ich das tun an unserem letzten Abend! Morgenabend um diese Zeit bist du daheim!“

„Aber so bald schon sehe ich dich wieder, bald nach Weihnachten, wenn du zu uns kommst zur Hochwildjagd, nicht wahr, Onkel?“

„Wer weiß, ob ich Zeit habe. Aber du wirst mir schreiben, deine Märchen mir schicken und mir mitteilen, was du liest! Ich will doch sehen, ob du vorwärts kommst!“

„Und meine Briefe werden dir nicht zu langweilig sein, Onkel? Eigentlich fürcht ich mich ein bißchen!“

Er lachte. „Vor mir? — Aber, Susi! Wo wir doch so gute Freunde sind! Wo ich dir doch jeden Wunsch erfüllen möchte! Zum Frühling reise ich mit dir und Lilia nach dem Süden, vielleicht schon März und April! Ich will dir die Welt zeigen, wo sie schön ist, und deine Eltern um dein Mitreisen bitten. Freust du dich, Susi?“

Sie schüttelte leicht den Kopf und mit einem fast schwer-mütigen Ausdruck irrten ihre Augen jetzt an ihm vorüber.

„Es wird sich doch nicht erfüllen! So etwas Schönes gibt es ja gar nicht, da freue ich mich erst nicht!“

„Du hast mir doch selbst gesagt, alles, was man sich mit aller Kraft der Seele wünscht, geht in Erfüllung! Diese Reise mit dir und Lilia, die wünsche ich mir! Aber du mußt mir helfen dabei!“ Und ihre Hände ergreifend, zog er sie näher zu sich heran.

„Was hast du nur heute Abend, Suzette! So ernsthaft, gar nicht in Ballstimmung!“ Er schob die Hand unter ihr rundes Gesichtchen und zwang ihren Blick dem seinen entgegen.

„Warum Tränen, Suzette?“

Aber sich abwendend, bog Susi den Kopf in den Armen und ein Schluchzen schüttelte ihre feine Gestalt.

„Susi . . . kleine Susi . . . was ist?“

Sein Ton klang weich, in verhaltener Zärtlichkeit, lieblosend glitt seine Hand über die dunkeln Locken, die in schwerer Fülle über ihre Schultern fielen. Da hob sie plötzlich den Kopf und lächelte.

„Verzeih, daß ich so töricht war! Ich will mich freuen, ich will warten auf die Erfüllung dieses holden Traumes, daß ich mit dir und Lilia reisen darf, noch ehe die Schwalben wiederkehren!“

Er trat lächelnd an den Tisch in der Mitte, wo eine Platte zierlich belegter Brötchen im Verein mit Wein und Gläsern das weiße Tafeltuch schmückten.

„Komm, Suzette! Darauf wollen wir anstoßen!“ Und er goß den goldenen Rheinwein in die hochstieligen Gläser.

Susi hatte ihm gegenüber Platz genommen.

Ihre Hand bebte, als sie das Glas zum Munde führte. Schwer schlug ihr das Herz und seltsam traurig war ihr zu Sinn. Morgen schon war sie wieder daheim, ein Kreis von Pflichten und Alltätigkeit nahm sie wieder auf. Wie ein Traum würden die drei Monate hinter ihr liegen — wie ein Traum! Ihre Augen gingen durch die rosige Helle des großen Raumes, ernsthaft, langsam, wie lieblosend, und ein Seufzer öffnete ihre Lippen.

Dell und schimmernd leuchtete der Prometheus aus der jenseitigen Ecke, und jetzt glitt sie mit ihrem leichtesten Schritt durch das Zimmer bis vor die Okeanidengruppe.

Manfred Luzius saß in einem der tiefen Lederstühle, schweigend und regungslos sie beobachtend. Morgen war sie fort, seine zum Leben erwachte Okeanide, deren junger Geist so erfrischend ihn umschmeichelt hatte, deren Lächeln ihm Sonnenschein in das Grau des Alltags gezaubert hatte, bis hier herein in das düstere Zimmer der Arbeit und Pflicht.

Susi bog ihre schlante Gestalt über die Marmorgruppe, sie schlang die Arme über die schlafende Okeanide und ihre feinen roten Lippen küßten den Mund der Statue. „Leb wohl! Und erzähle ihm holde Träume, wenn er traurig ist!“ sagte sie leise.

„Susi, komm! Hältst du Zwiesprache mit deinem Ebenbild?“

„Ich nahm Abschied, Onkel Manfred! Ich küßte ihre Lippen und gab ihr einen Auftrag!“

„Du Märchenkind! Wie schmerzlich werde ich dich vermissen! Und du, Susi, wirst du auch manchmal hierher gedenken?“

„Manchmal? — Immer, immer! So wie in dem Lied, wo es heißt:

„Wo ich auch geh, auf allen Wegen
Dein Bild vor meiner Seele steht,
Ein Gruß an dich — mein Morgenleben!
Ein Wunsch für dich — mein Nachtgebet!“

In die Stille, die ihren Worten folgte, hörte man so deutlich die sehnächtigen Klänge eines Walzers von Strauß.

„Sie werden dich suchen, Susi, deine Tänzer!“ Manfred Luzius sagte es leise, seine Stimme klang heiser vor Bewegung. Und gerade jetzt öffnete sich langsam die hohe Tür ihm gegenüber, seine Frau trat mit breitem Lachen über die Schwelle.

„Hier sitzt ihr und starrt euch! Und die Susi wird gesucht wie eine Stednadel! Der Notillon wird gleich beginnen, du mußt hinüber in den Saal, Susi!“

„Von doch die Steine, sie war müde!“ sagte Bürgermeister Luzius in jenem Tone des Unmuts, den sie nur zu wohl kannte. „Am liebsten schenkte ich mir den Kollon ganz!“ sagte Susi und strich über ihre schmerzenden Schläfen.

„Ja, was ist dir nur, Kind! So blaß siehst du aus!“

Frau Luzius trat besorgt an das Mädchen heran.

„Ich habe nur Kopfschmerzen, Tanten, die Hitze im Saal drüben und das viele Tanzen!“

„Ruh dich hier ein Weilchen noch aus, Susi! Ich sage mit Tante unterdes adieu drüben!“ entschied Bürgermeister Luzius.

„In einer halben Stunde fahren wir nach Haus!“ — Seine Frau sah ihm schweigend zu, wie er die Kissen des Ruhebettes für Susi zurechtshob. Es war wenig nach ihrem Sinn, das Fest schon verlassen zu müssen, und doch wagte sie keinen Einspruch.

Nur eine halbe Stunde später saß sie neben Susi im Wagen und fuhr durch die matt erhellten, schmalen Straßen ihrem Heim zu. Groß erfüllte ihr Herz. Wie ihr Gatte sich leiten ließ von diesem Mädchen, das fast noch ein Kind war! Lauschte er ihr nicht gleichsam jeden Wunsch von den Augen ab? — Hatte er ihr, der Gattin und Mutter, jemals so viel Rücksicht erwiesen? Nein, nein, niemals! Und Frau Luzius seufzte. Der fernsten Tochter dachte sie, die ihnen so viel Kummer gemacht durch ihre Entlohnung.

Aber selbstsam ruhig hatte ihr Gatte die Nachricht aufgenommen, fast gleichgültig. Er war so ganz anders geworden in letzter Zeit! So ganz mit sich und seinen Studien beschäftigt. All sein nörgeles Wesen hatte er abgestreift, vergessen, und immer war er in froher Laune vom Amt heimgekehrt.

Der Wagen hielt und Frau Luzius schredte aus ihrem Größt auf.

„Verzeih, Tanten, daß du nun um meinetwillen früher aufbrechen mußt!“ sagte Susi leise, als sie ihr gute Nacht wünschte.

„Es kommen der Feste noch viele, Suzette, wir holen es ein andermal nach!“ sagte der Bürgermeister lachend. „Verschlaf dich dein Kopfweh, Kleine, und träume etwas Schönes! Gute Nacht!“

Seine Worte hallten ihr nach, als sie am Fenster ihres Zimmers stand, während die kalte Schneelust ihre Schläfen umspielte. Wie tat das so gut! Ihre Augen füllten sich mit Tränen, als sie über die Dächer der schlafenden Stadt sah.

Warum wurde ihr der Abschied so schwer? — Warum lag es wie eine drückende Last auf ihrem jungen Herzen? —

Man schrieb den 23. Dezember. Auf dem Bahnhof Friedrichstraße herrschte jenes Gedränge von Kommenden und Abreisenden, wie bei allen noch bevorstehenden Festzeiten.

Es war noch früh am Morgen, kaum sieben Uhr, und überall brannten die elektrischen Scheinwerfer und warfen bläuliche Lichter über das regennasse Asphalt. Kein Weihnachtswetter herrschte. Ein grauer Himmel spannte sich über Berlin, Nebel und Regen schwadete im Morgendunkel der großen Stadt.

Lilia Luzius hatte die frühe Stunde der Abreise gewählt, um eine angenehmere Fahrt zu haben. Sie hatte anscheinend Glück, denn das Nichttrauer-Abteil, das sie gewählt, beherbergte sie als einzigen Gast. Und doch hatte sie zu früh triumphiert, denn jetzt, kurz vor der Abfahrt, wurde die Tür des Coupés noch einmal eilend geöffnet, ein Dienstmann warf eine schwere Zuchentasche auf den Sitz und ein junger Offizier stieg ein.

Mit dem Zuschlagen der Tür setzte sich auch der Zug in Bewegung und Hans Lassen und Lilia Luzius sahen sich harr, atemlos vor Überraschung, in die Augen.

Der Zug durchkreuzte die kurzen Streden Alexanderplatz, Zoologischer Garten, überall haltend, Reisende aufnehmend, Reisende abgebend, und die beiden im Nichttrauer-Abteil, die sich kannten und fremd und stumm zum Fenster hinausstarrten, dachten beide dasselbe, harrten darauf in atemloser Spannung: Werden wir allein bleiben oder wird irgendein Fremder dem Schicksal ins Handwerk pfuschen?

Der Zug eilte mit grellem Pfiff aus der Halle, um erst nach Stunden kurz vor Görlitz zu halten.

Ausatmend strich sich Lilia mit der schmalen Finten über die Stirn. Wie wohl er sie kannte, diese zarten, schlanken Finger! Wie oft hatte er sie geküßt, jeden einzeln! Er wurde plötzlich blaß vor Erregung. Sie trug ja noch immer den kleinen Ring mit dem blauen Saphir — seinen Ring! Tiefatmend wandte er den Blick nach dem Fenster. So öde, so naß, so sturmzerissen dehnte sich da draußen das flache Land. Die schwarzen Äste der entlaubten Bäume reckten sich wie da wie drohende Arme in das Nebelgrau, und an den Telegraphendrähten reiheten sich die Regentropfen wie große Tränen.

Er wollte bei seiner Mutter das Fest verleben so wie alle Jahre! Und nie hatte er eine so große Sehnsucht nach dem kleinen „Zuhause“ in Schlesien gehabt, nach seiner Mutter, nach ihrer zärtlichen Stimme, ihrer sorgenden Güte und Liebe!

War so fremd fühlte er sich noch immer in der kleinen Garnison am Haff, gar so einsam stand er im Kreis der jungen Kameraden. Sie waren alle so voll schäumenden Übermutes, voll Lebensfreude, so wie auch er dereinst ins Leben geschaut, als das Rosentor der Liebe sich ihm erschloß. Und was er unklar so heiß ersehnt und gewünscht, diese Stunde hatte es ihm beschied — das Wiedersehen mit Lilia Luzius! Aber alles, was er sich zurechtgelegt hatte, ihr zu sagen, all das Bittere, Demütigende, was er mit ägendem Spott gemischt, ihr, der Glücklichen, der Treulosen zuschleudern wollte, er fand es nicht mehr, beim Anblick ihres schmalen, blassen Gesichtchens, ihrer Augen, deren glanzloser Blick von allem anderen erzählte als einem Seligkeit bringenden Brautglück!

Und sie trug keinen Ring! Keinen anderen! Immer wieder mußte er sich durch einen verhöhlenden Blick davon überzeugen, immer wieder! Und wie der Macht eines fremden Willens gehorchend, fragte er leise: „Ist das mein Ring? — Und der des andern, desjenigen, der . . .“ Er verstummte, noch jetzt, noch heute würgte ihn ein Schmerz, der längst vergessen schien.

Da sagte sie sehr leise: „Es war ein schwerer Fehltritt — er ist gesühnt! Aber nicht ich allein trug die schwere Schuld, ich wurde gezwungen! Der Vater hat solch gewaltige Macht in seinem: Ich will! Aber heut . . . heut bin ich frei . . . ich wäre vergangen in Qual und Jammer an der Seite dessen, der mir fremd war in allem, im Wesen, Denken und Fühlen!“

Sie deutete auf den Saphirring an ihrem Finger und lächelte, jenes süße Lächeln, das er so wohl an ihr kannte.

„Dieser war mein Talisman, er hat mir geholfen, frei zu werden und dem Ruf meines Herzens zu folgen!“ —

Still war es nach ihren Worten in dem kleinen Raum, wo noch saß die Lampe im Dedengetäfel dämmerte. Und der Zug raste dahin — im gleichmäßigen Rhythmus, mit Sitzgeschwindigkeit, unaufhaltsam seinem Ziel entgegen. Die Minuten, die kostbaren, reichten zu Stunden, sie waren verloren, wenn er stumm blieb — sie kehrten nie wieder! „Nie wieder!“ schien das gleichmäßige Räderrollen zu wiederholen. „Nie wieder!“ —

Noch einmal reichte ihm das Glück seine duftenden Blüten, ihn zu erlösen von aller Sehnsucht, aller Qual der letzten Monate, er brauchte nur die Hand auszustrecken, und all sein Leid war gewandelt in Seligkeit.

Er starrte zu ihr hinüber, und seine ganze Seele lag in dem Blick, der ihre Gestalt umfaßte, das reizende Profil, an dem er jeden Zug kannte, ach, so genau, bis auf die dunklen Wölkchen am schlanken Nackenansatz. Fester umspannten seine Hände den Korb des Degens, den er aufgestützt zwischen den Knien hielt und alles, was er sagen wollte, was er fragen wollte, drängte sich zusammen in dem Namen des geliebten Mädchens: „Lilia!“ —

„Hans! Lieber Hans!“ — Sie lag zu seinen Füßen und preßte die weinenden Augen in seine Rechte.

„Hier laß mich liegen und gib mir dein Verzeihen! O, wenn du wüßtest, was ich gelitten habe! Wie die Reue mich verfolgte, Tag und Nacht, wie die Sehnsucht nach dir nicht sterben wollte und immer mächtiger sich erhob, je mehr der andere drängte und bat!“ — Sie hob plötzlich die tränenheißen Augen zu ihm auf. „Glaube mir, ich hätte den Tod gesucht, ehe ich sein geworden!“

„Lilia!“ sagte er leise und das zärtliche Lächeln von einst erhellte sein Gesicht. „Du wirst es vergessen, Lilia, all das Leid, was wir uns angetan!“ Und mit starkem Arm zog er sie empor.

Sie lag an seinem Herzen, sie fühlte seine Küsse auf ihren Augen, auf ihren Lippen, und mit der ganzen Seligkeit ihrer jungen Liebe wußten sie es heute: „Nichts konnte sie mehr trennen — als nur der Tod!“

Dicht aneinander geschmiegt bauten sie die Zukunft auf, besprachen sie das Nächstliegende, wie der Vater am besten gewonnen werden könne, ihren Wünschen und Bitten sich nicht verschließen würde.

„Und schlimmstenfalls warten wir eben, Hansi, mein Schatz! Auch die längste Zeit vergeht!“ sagte Lilia lachend. „Wir sind ja beide noch so jung, wir haben noch viel Zeit!“

„Ja, Lilia, Herzlieb, zu lang warte ich nicht, weißt du! Ich bin unterdessen eine ganz gute Partie geworden, mußt du wissen! Der alte Onkel Theobald ist vor einem Vierteljahr gestorben und hat mir sechzigtausend Mark hinterlassen!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein schrecklicher Verdacht.

Humoreske von Theodor Ritté.

(Nachdruck verb.)

Als der gute Kalkulator Ewald Säuberlich heute aus dem Amt nach Hause kam, fiel es ihm sofort auf, daß Miedchen, seine junge, appetitliche Ehehälfte, sich in durchaus nicht normaler Verfassung befand. Ihr sonst so ruhiges und gemessenes Wesen

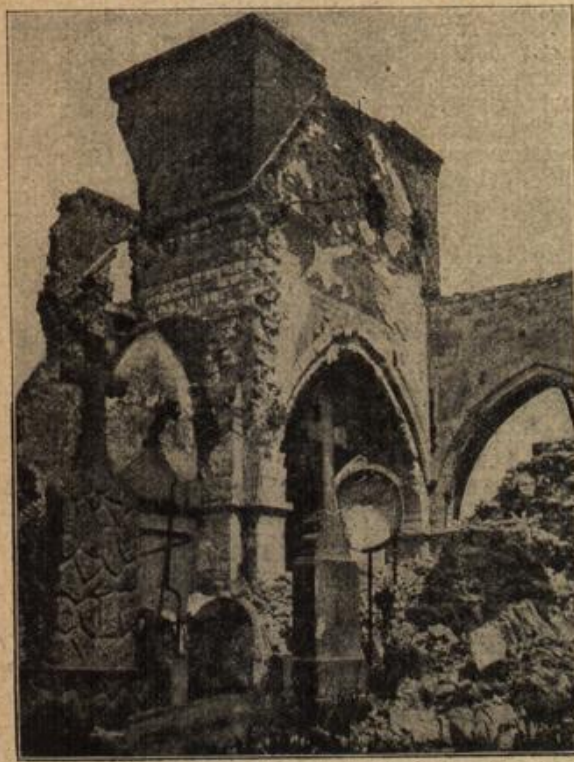
zeigte eine ganz sonderbare Erregtheit; ihre hübschen Augen leuchteten in fieberischem Glanze, jede Bewegung zeugte von schlecht verhaltener Nervosität — kurz, sie war wie ausgewechselt.

Ohne dem eintretenden Gatten das gewohnte Empfangsküßchen zu verabreichen, stürmte sie bei seinem Anblick an den Kleiderschrank, riß Hut und Mantel heraus und begann, sich in fliegender Eile zum Ausgehen fertigzumachen.

„Gott sei Dank, Männchen, daß du nun endlich da bist“, hastete Frau Miele hervor. „Ich dachte schon, ich müßte allein gehen. — Nun kannst du gleich mitkommen und mir einige wichtige Besorgungen machen helfen!“

Säuberlich aber machte Augen, so groß wie zwei Teller. — Kopfschüttelnd zog er des Dienstes gleichgestellte Uhr. — „Aber, Mielchen, weshalb denn gerade jetzt? Ich dachte doch, unser Mittagessen —“

„Ja, lieber Schatz, auf deinen heutigen Familientisch wirst du heute schon verzichten müssen, denn — offen gestanden — ich habe diesmal zum Kochen wirklich keine Zeit gehabt... Wo sind denn aber nur wieder meine Handschuhe?“



Überreste des Turmes der durch englische Granaten zerstörten Kirche in Yorgies (franz. Flandern). Im Vordergrund ein Teil des um die Kirche gelagerten Friedhofs, der ebenfalls gelitten hat.

Kalkulator ihren Gatten am Schlafittchen, dirigierte ihn erst zum Hause hinaus, dann in einen vorüberzuckelnden Taxameter hinein und ließ sich mit dem schneidigen Kommando: „Zu Wert heim, aber rasch!“ tief aufatmend in die Polster fallen.

Während der Fahrt zerbrach sich Herr Säuberlich, vergebens den Kopf über den geradezu perversen Geschmack seiner Miele, zu einer Stunde, wo alle ehrsamten Beamten ihre wohlverdiente



Deutscher Laufgraben im zerstörten Westende an der flandrischen Küste. (Mit Text.)

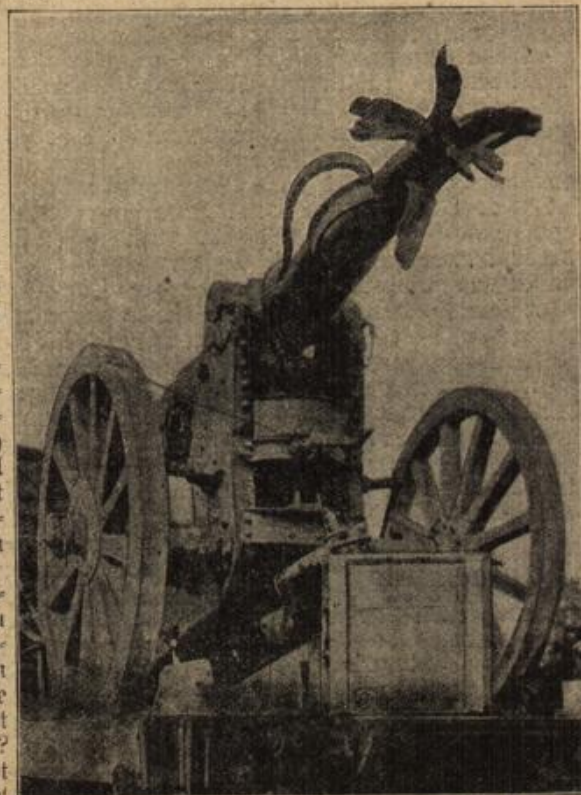
Suppe schlürften, ihn mit seinem Wolfshunger ins Warenhaus zu schleppen. Als ob sie den halben Meter Futterlatten und das Viertelbündel Knöpfe nicht auch noch später bekommen hätte!

Aber als sie nun in der Leipziger Straße vorfuhr und sich die Pforten des berühmten Frauen-Eldorado hinter ihnen geschlossen, da ward dem geduldig hinterhertrippelnden Gatten immer unheimlicher. Weder die Kattantante noch das Knopfmädel erregten seiner Miele Kauflust im mindesten. Stolz schritt sie an ihnen vorbei nach dem Aufzug und

schwebte hochmütig wie eine Kommerzienrätin hinauf zur Kostümetage, wo schide Fräuleins bedienten und plieraugige Modellpuppen aufgestellt waren, behangen mit den trassesten Auswüchsen der Saison, von denen der zu Tod erschrockene Kalkulator nur soviel verstand, daß sie ein Sündengeld kosteten.

Was tat seine Frau hier? Sie wollte doch nicht etwa gar — jetzt, fünf Minuten vor Monatschluß? Schredgebannt blieb er stehen, als seine Miele an der Seite der Verkäuferin erst in den endlosen Gängen der aufgestapelten Prachtkleider und dann im Anprobierzimmer verschwand. Als sie wieder erschien, brach Ewald erst recht der Angstschweiß aus. War das denn wirklich seine Frau, diese elegante Dame da, die statt des billigen Vordensfähnchens vom vorigen Jahr jetzt in einem zimmersternfarbenen, auf Seide gearbeiteten Samtkleid auf ihn zurauschte?

„Na, wie gefalle ich meinem Männchen? Sieh mich nur mal an!“ — Mit einer Pirouette, die ihn schwindeln machte, drehte sich Frau Miele wohlgefällig, um ihre eigene Arie. „Nicht wahr, fein? Und gar nicht teuer: bloß vierhundert Emmchen.“



Ein bei Verdun erbeutetes französisches Fliegerabwehrgeschütz mit einem Volltreffer direkt im Rohr.



Deutsch-bulgarischer Gedenkstein in Auto-Palanka.

Die Inschrift auf dem Stein lautet: „Deutsche und Bulgaren im Weltkriege in treuer Waffenbrüderchaft vereint, nannten diesen Ort Auto-Palanka.“

Ewald fühlte sein Haar sich sträuben. Das war ein Ministergehalt. Und das sollte er bezahlen? Er, der bescheidene Subalterne? Aber Frau Miele hatte keine Augen für seine Dual. Achtlos nahm sie aus den Händen der knirschenden Konfektionseuse den Zahlschein und eilte hinüber nach der Mantelabteilung. Säuberlich, wie in einem gräßlichen Traum befangen — er konnte doch vor den Leuten keinen Skandal anfangen —, folgte schweratmend hinterdrein. Da hing ein Simonomantel, süß wie Märchentraum, schwarzer Atlas, mit Kobelstreifen und einem Kragen von gesticktem Golddamast.



Kapitän König,

der Führer des ersten deutschen Untersee-Handels-schiffes, das mit einer Ladung wertvoller Handelsstoffe im Hafen von Baltimore eintraf.

denn, Männchen, du wankst ja? Ist dir übel? — Das macht gewiß die schlechte Luft hier oben. Weißt du was? Du setzt dich gemütlich hinunter in die Konditorei und spülst dir deine Beklemmung mit einem Schnitt Mumm extra Dry hinunter. Bis ich dich abholen komme, bist du wieder auf dem Damm!“

Wenige Minuten später saß der arme Kalkulator richtig an einem der eleganten Tischen des Wintergartens, hatte den Kopf tief in die aufgestülpten Ärmel vergraben und dachte an nichts weiter als an Ruin, Gerichtsvollzieher, Amtsverlust und Aufhängen: kurz, an die angenehmen

Beflagenswerten auf. Kein Zweifel, seine Frau war wahnsinnig geworden: unheilbarer Pitti, größenvorig, reiß für Doll-dorf. Da konnte sie sich's leisten, nachmittags 1 Uhr Setz zu bestellen!

„Was ist dem Herrn gefällig?“ schnarrte plötzlich ein bestrachter Jüngling ihm ins Ohr.

„Ein Glas Wasser, aber reines, hares, vernunftserhaltendes Wasser!“ schnob Ewald den entsehten Kellner an, der einen Satz rückwärts machte und dabei mit einem Herrn zusammenstieß, der gerade herzutreten wollte.

„Ewald, Kalkulatorseele, was führt dich hierher?“ „Max, Doktor, Freund, dich sendet der Himmel. Denk dir nur, meine Frau, meine arme, bedauernswerte Miele —!“

nen Dinge von der Welt. Und was das Entsetzlichste war, seine eigene Gattin, sein Mielchen, bisher das Muster aller Spar-samkeit, die mit der Gurkenfrau eine geschlagene halbe Stunde um einen Pfennig schachern konnte, sie stürzte ihn jetzt in die Verzweiflung. War denn die gute Frau komplett verrückt geworden? — Verrückt?? — verrückt!! — Ein schreckliches Licht ging plötzlich dem



Der erfolgreiche Kampfflieger Leutnant Mulzer, welcher kürzlich den Orden „Pour le mérite“ erhielt.



Des Reiters Andacht vor der Marienkapelle.

„Nur kranken Wätern nicht Doktor Meurer, Revdenat und
wollte einer Privatentzifferung, alles. Teilnahmsvoll drückte er
dem Gatten die Hand. „Wenn's so steht, will ich lieber gleich nach
zwei handfesten Wätern telefonieren. Man kann nie wissen!“

Gerade als er zurückkehrte, erschien auch die arme Wahnsinnige auf der Bildfläche. Anstatt des alten „Bibi“ zierte richtig ein stimmungsvoller „Herbsthut“ ihr hübsches Köpfchen.

„So, Männchen, jetzt sollst du auch nicht länger Hungerpfoten laugen. Heute wird im ‚Kaiserhof‘ gespeist. Ach, ich könnte die ganze Welt umarmen, so wahnsinnig glücklich bin ich!“

Säuberlich warf dem Freund einen geradezu trostlosen Blick zu: wahnsinnig, ja, das war das rechte Wort!

„Tag, Doktor! Sie dürfen auch mitkommen. Ich berappe alles.“ Stolz patzte sie auf ihr Handtäschchen.

„Da sitzen die Musikanten. Ja, wenn man einen Onkel aus Brasilien mit fünfmalhunderttausend Mark beerbt, kann man sich das schon leisten!“

„Beerbt?“ fuhr Ewald auf.

„Ach, Unsinn“, flüsternte der kundige Arzt. „Gize Idee, weiter nichts. Aber nur nicht widersprechen, sonst ist der Tobsuchtsanfall fertig.“

„Na, da kann man ja gratulieren“, wandte er sich lakonisch an die Patientin in spe, „darf man denn den Mammon auch mal sehen?“

„Aber gewiß“, lachte Frau Miele kreuzfidel und kramte aus ihrem Handtäschchen mehrere Dokumente und eine solche Anzahl brauner und blauer Lappen, daß den beiden unglaublichen Thomassen ganz schwarz vor den Augen ward.

„Ja, warum hast du mir das nicht früher gesagt?“ stotterte der Gatte ganz perplex.

„Ach, richtig“, verwunderte sich Frau Miele ganz naiv, „das weißt du ja noch gar nicht! Aber vor lauter Freude, mal was Nettes zum Anziehen zu bekommen, hatte ich ganz darauf vergessen!“

„Gnädige Frau“, scherzte der indiskrete Freund, „damit hätten Sie sich fast eine dumme Geschichte eingebrocht. Ewald hatte Sie schon in dem schrecklichen Verdacht —“

„Aun?“

„Sie wären plötzlich ein bißchen übergeschnappt!“

Frau Miele lachte herzlich. „Und Sie, Doktor, haben das auch geglaubt?“

„Aber bewahre, ich, ein erfahrener Arzt!“ log treuherzig der in die Enge Getriebene.

In diesem Moment tanzte der Kellner an und meldete:

„Herr Doktor Meurer, soeben wird angelingelt, ob die von Ihnen bestellten Wätern für die Frau Kaskulator nicht auch gleich — die Zwangsjacke mitbringen sollten!“

Junge Herzen.

Von Paul Blich.

(Nachdruck verboten.)

Anfang September war Käte, des reichen Gutsheeren Müllers einzige Tochter, aus einem Schweizer Pensionat zurückgekommen; fünf Jahre war sie dort gewesen, als unbedeutendes kleines Landkind war sie hingegangen, und nun sie wiederkam, war sie eine elegante junge Dame mit dem Vornehmen einer Baronin und dem Schick einer Weltbabe.

Natürlich gab das in dem kleinen Landstädtchen Anlaß genug, darüber zu reden; am erbittertesten darüber waren die guten Freundinnen von ehemals, die nur zu bald einsahen, daß sie von dieser noblen Dame ganz und gar in den Schatten gestellt wurden; aber auch die älteren Damen ihrer Bekannt- und Verwandtschaft fanden genug an dem vornehmen Fräulein zu bemäkeln, oft sogar zu tadeln; und da Fräulein Käte nur noch den Vater hatte, bekam dieser oft mehr zu hören, als ihm lieb war.

Papa Müller aber, bekannt als ein friedliebender Mann, dachte, schimpft ihr nur immer zu, ich tu dennoch, was ich für richtig halte! — er liebte die Tochter aufrichtig und deshalb gab er ihr in allen Dingen recht.

So viel aber das Fräulein von den Damen der Stadt gehaßt war, ebensoviel wurde sie von den heiratsfähigen jungen Männern angebetet und umschwärmt.

Zu alledem verhielt sich Fräulein Käte sehr zurückhaltend, zu den Damen war sie freundlich und entgegenkommend, die Herren behandelte sie höflich, aber kühl. Sie hatte bald bemerkt, für was man sie hielt, war aber zu stolz, an den Klatschereien der Freundinnen teilzunehmen, und fand es abgeschmackt, sich von jedermann den Hof machen zu lassen. Die Folge war, daß man nach einigen Wochen schon von ihr sagte, sie sei stolz und eingebildet und warte nur auf einen Prinzen, der sie als Gattin heimzuführen komme.

Auch dies erfuhren Vater und Tochter, aber auch hierüber lachten beide von Herzen und klammerten sich nun erst recht um keinen Menschen.

Um diese Zeit kam Waldemar Schirmer, der einzige Sohn des Bürgermeisters, auf Urlaub in das Städtchen. Er war ein schmaler junger Landmann, der seit sein Jahr in der Hauptstadt abdiene, nach dem Manöver war er „befördert“ worden, und nun kam er in der nagelneuen Uniform eines Unteroffiziers in sein Vaterhaus.

Wie immer in einer kleinen Stadt, erregte das Erscheinen eines Soldaten gewisses Aufsehen, hier aber war das Interesse doppelt; des Bürgermeisters Sohn und noch dazu ein Unteroffizier, ein stämmiger, flotter Kerl obendrein, kurzum, alles lag in den Fingern, wenn der junge forsche Krieger sich blicken ließ.

Am zweiten Tage traf er auf der Promenade mit Fräulein Käte zusammen. Er hatte bereits von ihrem Dünkel erzählen hören und war sehr begierig, sie nun einmal zu mustern; zwar kannte er sie ja von Kindheit an, dazwischen aber lagen nun die Jahre der Entwicklung, in denen man sich ja so leicht entfremdet.

Als er sie grüßte und sie mit leichtem Kopfnicken dankte, sagte er bei sich: „Donnerwetter, das ist ja ein Staatsmädchen geworden!“ Er ließ aber sein Erstaunen nicht merken, spielte den Weltmann und begann in einem flotten und leicht burlesken gehaltenen Ton zu plaudern.

Zuerst ging sie belustigt auf seine Art ein, weil es ihr Freude machte, einen alten Jugendfreund wiederzufinden; als er dann aber immer dreister wurde, den forschen Kerl und den Schwerehörten spielen wollte, begann sie sich, wurde zurückhaltender und ließ ihn langsam, aber sicher abfallen, so daß er mit kurzem, militärisch strammen Gruß sich verabschiedete.

Während ging er weiter. Darauf war er nicht gefaßt gewesen! Und während er so in seinem Groll nach Hause ging, dachte er immer nur: Was für ein prächtiges Mädel ist sie doch geworden!

Am andern Tage traf er sie wieder, aber als er sich ihr nähern wollte, entwich sie, so daß sein Vorhaben mißlang. Darob wurde er ergrimmt und in seinem Voratz noch mehr bekräftigt.

Doch an den beiden nächstfolgenden Tagen ließ sie sich überhaupt nicht blicken, so daß er ganz abseits und fast verzagt war.

Als er an diesem Tage abends in die Stammtische ging, begannen seine Freunde und Altersgenossen ihn weiblich zu nicken: „Ja, lieber Junge, die holde Dame hat uns alle der Reihe nach schon abfallen lassen, da wirst auch selbst du vergeblich um Einlaß anklopfen.“

Verärgert und wütend schwieg der junge Krieger.

„Die Jungfrau hat kein Herz, sonst wäre sie schon längst einem von uns um den Hals gefallen, so dauerhaft haben wir die Cour geschnitten!“ rief lachend der junge Rechtsanwalt.

„So, meint ihr das wirklich?“ entgegnete der andere noch wütender. „Und ich sage euch, sie hat doch ein Herz, und es muß nur der rechte Mann kommen, da fällt auch diese Festeung.“

„Aun, vielleicht bist du dieser Rechte!“ höhnte scherzhaft ein anderer. „Beweise es uns doch!“

„Das will ich, jawohl!“ schrie Waldemar nun erregt. „Ich werde es euch beweisen. Morgen, am hellen Tage werde ich ihr einen Kuß rauben! Ihr alle sollt das mit ansehen! Zuvor, morgen schon!“ Er stand da mit hochrotem Gesicht, die erregte Stimmung, der zu schnelle Genuß der Getränke, das alles hatte ihm seine ruhige Überlegung geraubt, so daß er gar nicht so recht wußte, was er gelobt hatte, — nun erst, nachdem alle auf ihn einsprachen und seinen Mut bewunderten, nun erst wurde ihm klar, was er gesagt hatte, nun aber war es zu spät, ein Zurück gab es nicht mehr, wenn er sich nicht lächerlich machen wollte, — und jetzt wurde er erst recht ärgerlich, denn nun bedauerte er heimlich, ein so unsinniges Versprechen gegeben zu haben. Wütend ging er nach Hause.

Am andern Tage, als Fräulein Käte des Nachmittags um fünf Uhr allein in dem kleinen Stadtpark lustwandelte, trat plötzlich der junge Kriegermann vor sie hin; entfliehen konnte sie nicht, und so begann sie mit ihm eine Unterhaltung von alltäglichen Dingen, auf die er bereitwillig und ganz harmlos einging.

Er beobachtete sie dabei genau, und es wollte ihm scheinen, als sei sie heute eine andre wie sonst. Die vornehme Reserviertheit und die leichte Kühle von ehemals hatte sie heute nicht, dafür aber erschien sie ihm leicht erregt, und mit einer gewissen Angst vermied sie es, ihn direkt anzusehen. Das gab ihm viel zu denken. Je mehr aber ihre Unruhe zunahm, desto sicherer und selbständiger wurde er. So gingen sie flott und lustig plaudernd nebeneinander. Da kam ihm der Gedanke an sein gestern gegebenes Versprechen. Einen Augenblick zauderte er noch, dann aber dachte er: Geschehen muß es unbedingt, und eine bessere Gelegenheit konnte gar nicht kommen — und da nahm er das erstaunte junge Mädchen kurz entschlossen in den Arm, zog sie an sich und küßte sie mit der ganzen Leidenschaft seiner dreißigjährigen Jahre.

Nun war es geschehen. Er war darauf vorbereitet, daß sie ihn zurückstoßen und ihm davonlaufen würde. Das aber geschah nicht.

Als er sie an sich zog, war sie zuerst erstaunt, als er sie aber umfaßte und küßte, sank ihr Köpfchen an seine Brust, und er fühlte zitternd, daß sie seinen Ruf erwiderte.

Jetzt war er einen Augenblick sprachlos, denn darauf war er ja nicht gefaßt gewesen. Im nächsten Moment aber kam ihm seine Kraft und Bewußtsein wieder, und nun fühlte er mit bebender Glückseligkeit, daß das herrliche Mädchen ihn liebe. Und nun vergaß er alles um sich her, umfaßte sie noch einmal und küßte sie mit wilder, glühender Leidenschaft, wieder und immer wieder.

Plötzlich aber erschienen an der nächsten Begaße die Freunde vom Stammtisch, und unter lautem Jubel und Lachen rief jemand: „Das war gut gemacht! Du hast dein Wort glänzend eingelöst.“

Einen Augenblick lag peinlichste, angstbeklemmende Stille auf beiden Seiten. Dann aber erkennt das Fräulein die Situation, sofort reißt sie sich los, entflieht, und schon im nächsten Augenblick ist sie den Blicken der jungen Leute entschwunden.

Nun erst wird auch der junge Kriegsmann aus seinen Träumen aufgerüttelt — verloren, all sein Glück verloren! Er stößt die Freunde von sich und will ihr nach. Zu spät! Er holt sie nicht mehr ein.

Und dann rennt er wütend nach Hause und schließt sich ein und läßt seinen ersten großen Schmerz ausstoben, denn jetzt weiß er ja, daß auch er sie liebt, und daß er sie nun verloren hat, vielleicht für immer verloren durch seine eitle Prahlerei und Neidheit.

Wütend wirft er sich nieder und überdenkt, was nun zu tun sei. Er eilt an ihres Vaters Haus, umsonst, sie sei nicht daheim. Dreimal kommt er wieder, immer vergebens. Nun ist er ganz ratlos, und wie er am nächsten Tage wiederkommt, da erfährt er, daß sie fort sei, gestern Abend ganz plötzlich abgereist, zu einer Familie nach dem Süden.

In wahnsinniger Wut geht er heim. Also hat er sie wirklich verloren! Der Gedanke treibt ihn fort. Er verläßt seine Vaterstadt — fort, nur fort, hinein in das Leben, hinein in die Arbeit! Vergessen, nur alles vergessen, was geschehen war.

Drei Jahre später sah er sie wieder. In einem Seebad war es.

Zuerst begrüßten sie sich förmlich und küßt, dann aber, da man in einem so kleinen Rest sich nicht entfremden kann, führte Zufall und Gewohnheit sie öfters zusammen. Und dann kam eines Tages die große Aussprache, und dann gestand er ihr mit flehenden Augen, daß er sie noch immer liebe, daß er ohne sie nicht leben könne, und so bat er um Verzeihung für seinen „Dummen-Zungenstreich“ von ehemals.

Drei Jahre sind eine lange Zeit für zwei Liebende, die lange voneinander getrennt leben mußten, und in dieser Zeit hatte sie oft und lange darüber nachgedacht, ob sie ihm, falls er jemals wiederkäme, wohl verzeihen könne. Ihr Herz sagte ja.

Und deshalb, als er nun so flehentlich abbat, verzieh sie ihm alles und wurde seine Braut.

Weintrauben und Weinmost.

Von Hermann Vorkenhagen. (Nachdruck verboten.)

Es erscheint geboten, auf den hohen gesundheitlichen Wert des Traubensaftes aufmerksam zu machen; denn es gibt nicht wenig Menschen, denen er zur Kräftigung und Wiederherstellung der Gesundheit nützlich. Schon im alten Orient galt der Weinstock als ein Geschenk Gottes und der Traubensaft wurde zur Verjüngung des Blutes und der Säfte des menschlichen Körpers angewendet. Tatsächlich wirken alle Bestandteile der Weinbeere anregend auf den Stoffwechsel und die Ernährungsvorgänge des Menschen.

Ein äußerst wichtiger Bestandteil der Weinbeere ist der Traubenzucker. Gewöhnlich beläuft er sich auf 13 bis 25 v. H., bei Rustertrauben aber auf 30 v. H. Der Traubenzucker ist aber keineswegs identisch mit dem künstlichen Zucker (Kochzucker usw.). Wenn dieser in größeren Mengen genossen wird, wirkt er schädlich, weil er die Magensaftsekretion vermindert und die Magenschleimhaut bis zur Entzündung reizt. Bei dauerndem, reichlichem Zuckergenuß entsteht leicht die Krankheit der „Süßer“, die sich durch Unterernährung infolge Mangels an Mineralsalzen kennzeichnet. Das ist beim Traubenzucker vollständig ausgeschlossen, weil er nicht nur mit Eiweiß und Säuren, die auch in der Weinbeere enthalten

sind, zusammen genossen wird, sondern weil er auch dem Blut und Gewebszucker am ähnlichsten ist. Daher tritt er auch fast unverändert ins Blut und erfordert somit keinen Aufwand von Verdauungsenergie. Der Traubenzucker ist daher für Fieberkranke ein vorzügliches Nahrungsmittel; denn bei ihnen liegt die Verdauungsstätigkeit sehr darnieder. Sonst kommt der Traubenzucker zur Erhöhung des Ernährungszustandes noch in Frage bei schleimigem Magenkatarrh, nervöser Magenverstimmung, Gicht, Herzmuskelentartung, Neurasthenie.

Auch die Geshmads- und Duftstoffe des Traubensaftes sind wichtig. Sie entstehen infolge monatelanger Lagerung in großen Fässern. Dabei vereinigen sich alle Bestandteile der Weinbeere, während sich die festen, trübenden Stoffe ablagern. Die ölige Substanz der Kerne erhöht das Butlett des Weinmostes außerordentlich. Daher seine appetitreizende Wirkung.

Frucht- und Gersäuren sind weitere schätzbare Bestandteile des Traubensaftes, indes dürfen sie nicht allzu sehr vorherrschen. Sonst haben sie eine mannigfache Wirkung. Hauptsächlich scheiden sie die Harnsäure aus und machen somit hochsauren Harn normal sauer. Bei Gicht und Rheumatismus leistet also die Weinsäure gute Dienste. Ebenfalls wirksam ist sie bei Influenza, Diphtherie, Fettsucht, Blutarmut, Magenkrankheiten, namentlich bei solchen, bei denen ein Verlangen nach Säuren besteht. Im übrigen regt die Gersäure die Magennerven an, erhöht also den Appetit wesentlich.

Die Eiweißstoffe des Traubensaftes bewirken die Milde der Weinsäure. Wären sie nicht vorhanden, würde die Weinsäure ebenso ätzend auf die Schleimhäute der Verdauungsorgane wirken, wie die chemischen Säuren.

Die Mineralstoffe oder Nährsalze geben dem Traubensaft aber seinen Hauptwert. Kalium-Phosphorverbindungen und Kalzium nehmen unter ihnen die erste Stelle ein. Daher ist Traubensaft auch Kindern sehr dienlich. Eine Heilwirkung bewirken die Mineralstoffe des Traubensaftes bei Rhachitis, Strophulose, Knochenweichungen, Blutarmut, Nervenschwäche, Blut-Entmischung, überhaupt bei allen Stoffwechselkrankheiten.

Aber es ist zu beachten, daß beim Genuß des Traubensaftes, sei es in Form der Weinbeeren oder sei es als Weinmost, auch Maß und Ziel gehalten werden muß. Eine Traubenzuckerkur zur Wiederherstellung der Gesundheit verlangt bei größerer Ausdauer noch höhere Mäßigkeit. Gewöhnlich wird hierbei mit 1 Pfund Weinbeeren täglich angefangen, allmählich in 14 Tagen bis zu 3 Pfund gestiegen und dann in den nächsten 14 Tagen wieder allmählich auf 1 Pfund zurückgegangen. Mit Weinmost wird der Anfang mit $\frac{1}{4}$ Flasche gemacht und alle zwei Tage um $\frac{1}{10}$ Liter gestiegen, und zwar bis man 1 Liter erreicht hat. Sodann geht man allmählich wieder herunter. Natürlich ist es durchaus nicht ratsam, eine Traubenzuckerkur auf Geratewohl zu beginnen und durchzuführen, besser ist es, vorher ärztlichen Rat einzuholen.

Schließlich muß noch besonders darauf hingewiesen werden, daß der Weinmost nicht mit dem gewöhnlichen Wein verwechselt werden darf. Letzterer ist vergorener Traubensaft, der eine Menge Alkohol und wenig Nährstoffe enthält. Weinmost dagegen ist unvergorener Traubensaft, daher alkoholfrei und nährstoffreich, wie die Weintraube selbst.

Sinnspruch.



Wie ähnlich auch die Menschen reden —
Nur selten ist ein Herz dem andern nah!
Der eine weilt im blühenden Garten Eden,
Der andre steht auf Golgatha.

Otto Bromberg.

Unsere Bilder

Von der flandrischen Küste. Die Engländer sowohl wie die Belgier suchen sich als Ziele ihrer sinnlosen Beschickungen mit Vorliebe die schönsten Gebäude der deutschen Kolonien aus. Besonders in Westend-Dorf ist fast die ganze deutsche Kolonie, die durch ihren architektonischen Stil von der belgischen und englischen vollständig absteht, nur noch ein Trümmerhaufen. Aber auch an ihren eigenen Villen und Häusern stülten sie vielfach ihre ohydämische Wut. Unsere Aufnahme oben zeigt die deutsche Kolonie in Westend-Dorf mit Laufgräben.

Zur Marmoset-Äffchen. Graciliter für Kinder sowohl wie Erwachsene sind noch immer die beliebten Affenhäuser in den Zoos mit ihren drolligen, stets zu lustigen Streichen aufgelegten Bewohnern, die in übermüthigem Treiben, sich gegenseitig neckend, im zantenden, freischwebenden Tollen, die Nachbarn von groß und klein in Bewegung halten und für Aufheiterung und Belustigung sorgen. Hierzu kommt noch das oft drollige Aussehen der Vierhänder, unter denen es Zwerg gibt, die so allerliebste und niedlich dreinschauen, daß mancher wünscht, ein so süßes Ding zu besitzen. Wenn auch dem Halten mittelgroßer und kleinerer Affen im Hause nicht das Wort geredet werden kann, weil große Käfige in den Zimmern keinen Platz finden und die Unterbringung dort mit gesundheitlichen Rücksichten nicht zu vereinigen ist, so kann man doch, ohne damit eine Verantwortung zu übernehmen, die kleinsten Zwergäffchen unter den üblichen Verhaltungsmaßregeln nicht gerade ablehnen. Wir haben lange Jahre Zwergäffchen im Zimmer ohne jede üble Wahrnehmung gepflegt und viel Vergnügen an den reizenden Thierchen erlebt. Am häufigsten erscheint das Nistit- oder Marmoset-Äffchen (*Leontideus*) auf dem Tiermarkt und der Preis für ein Pärchen beträgt selten mehr wie 25 M. Brasilien ist die Heimat dieses und der meisten Zwergäffchen, die in kleinen Gesellschaften oder doch wenigstens familienweise in den tropischen Wäldern munter umherhüpfen, sich von allerlei Kerbtieren, Schmetterlingen, Spinnen und auch wohl kleinen Vögeln oder deren Nistungen nähren; süße Früchte werden nicht verachtet. Körpergröße etwas über 25 cm, der buschige Schwanz bis 35 cm lang, der Leib von pergamentfarbener, weichen Haaren bedeckt. Die Gesichtsfarbe ist fleischgrau, spärlich mit weißen Haaren bedeckt, dunkelbraun der Kopf, mit dreieckigem weißen Stirnfleck und großen weißen Ohrbüscheln. Die übrige Farbe ist ein Gemisch von schwarz, weiß und rostgelb, auf dem Unterleiden schwarze, wellenförmige Streifen, wie auch der Schwanz mit schwarzen Ringen versehen ist. Der Daumen steht den andern Fingern der Hand nicht entgegen, sie halten demnach nur bei größeren Bissen diesen in der Hand und nehmen ihre Nahrung mit dem Munde auf. Der Klimawechsel scheint ihnen nicht besonders gefährlich zu werden, doch lieben sie Wärme über alles. Angstlicher Natur, sind sie in der Gefangenschaft anfänglich sehr scheu und aufgereggt, gewöhnen sich aber bald an ihren Pfleger und werden dann bei ruhiger, sanfter Behandlung zutraulich, nehmen das Futter aus der Hand und steigen auf dieser bis zur Schulter empor und lassen ihr feines, zwitscherndes Stimmchen hören. In der Erregung und bei Angst geben sie ein durchdringendes Pfeifen von sich. Angenehmes, ruhiges Betragen ist ihnen eigen und man merkt bei ihnen nichts von den schlaftrüben Eigenschaften der größeren Arten. Man kann sie mit Obst, Fleisch, Weißbrot, Schnecken und Mehlwürmern, morgens etwas lauwarme Milch, ab und zu ein Stückchen Zucker, leicht am Leben erhalten. Der Käfig muß mit engstehenden Gittern versehen sein, um ein Durchschlüpfen zu vermeiden, der Boden, der leichtsten Reinlichkeit wegen, ausziehbar sein, in der Mitte ein Ast zum Herumklettern und in einer Ecke ein Schlafkästchen mit Heu und einigen Wollappen versehen, es ist dann interessant zuzusehen, wie sie sich mit diesen sorgsam zudecken. Ein kleiner Fress- und Wassernapf darf nicht fehlen. Den Boden bedeckt man mit Sand, und hier suchen sie nach unserer Erfahrung immer eine Ecke, wo sie ihren Urat absetzen, verunreinigen ihr Nest bzw. ihre Schlafstätte aber nie. Öftere Erneuerung des Sandes ist notwendig, um den scharfen Geruch des Urins zu vermeiden. Die traurig dreinschauenden Augen in dem kleinen Greifengesicht erregen unser Mitleid und man ist den lieben, sanften Thierchen von Herzen zugetan. J. V.



Er weiß es.

„Wenn ich mal verheiratet bin, werd' ich der Herr im Hause sein.“
„Das hat dein Vater auch gedacht, Fräulein, als er in deinem Alter war!“

Eine Luftfahrt wider Willen. Zu Santos sollte am 10. Juli 1843 eine Luftfahrt stattfinden. Der Wind ging heftig, riß den Ballon zwölf Personen, die ihn hielten, aus den Händen und trieb ihn mit der Gondel und dem Stride, der zum Rettungsanker dienen sollte und mit einem Widerhafen versehen war, fort. Der Strid schleifte am Erdboden entlang und faßte einen zwölfjährigen Knaben, Jacques Guerin, dem der Faden in der wollebenen Hose sitzen blieb. Der Knabe umschlang den Strid mit beiden Händen und wurde in dieser Haltung in die Lüfte fortgezogen. Alles lief dem Ballon nach, der eine halbe Meile von der Stadt niederfiel. Der Knabe aber kam wohl erhalten davon, und der Prärest nahm den kleinen Felsen unter dem Jubel des Volkes in seinen Wagen und brachte ihn im Triumph nach Hause.

Gemeinnütziges

Rosenstacheln bewurzeln sich um so leichter, je besser sie ausgereift sind und je weniger lange sie an der Luft liegen. Auch soll darauf geachtet werden, daß immer ein Auge mit in den Boden kommt. Unterhalb des untersten Auges wird der Stedling glatt abgeschnitten.

Gegen die Blutlaus ist Spiritus ein gutes Mittel. Es sollte jedoch nicht ohne Zusatz von Schellack verwendet werden, da dieser das Abheilen der Wunde bewirkt. Blutlaus und Brut erstickt und der Baum kann nicht so leicht befallen werden. Auf 1 Liter Spiritus kann man etwa 100 Gramm Schellack rechnen.

Die vor Wochen eingesetzten Rosenedelaugen erreichen eine prächtige Entwicklung, wenn wir den Unterlagestämmen allmählich fortschreitend, den größten Teil der Wildingstriebe nehmen. Der Saft wird dann dazu verwendet, das Edelaugen fest mit der Unterlage zu verbinden und auszureifen.

Ein Entspringen der Seitentriebe darf um die vorgerückte Jahreszeit nicht mehr ausgeführt werden; es würden sich nur neue Triebe bilden, die bis zum Eintritte des Winters nicht widerstandsfähig genug werden. Man lasse die Triebe unbeschnitten, wenn sie auch unliebsam lang sind.

Gemüßelnd darf nicht bei nassem Wetter bearbeitet werden, da alle die guten Eigenschaften des vorwintertlichen Grabens dann ausfallen. Man warte lieber bis zum Frühjahr.

Erweichung bereitet man einfach, indem man ein mit gelbem Oer gefülltes Flanellstück so lange in gewöhnlicher gekochter Stärke hin und her schwingt, bis sie die gewünschte Farbe hat.

Bei einem Gichtanfall können bis zur Ankunft des Arztes zur Schmerzlinderung 40 Teilen Kampferspiritus gemacht werden. Man bestreicht mit dieser Flüssigkeit das erkrankte Gelenk leicht und legt Guttaperchapapier darüber.

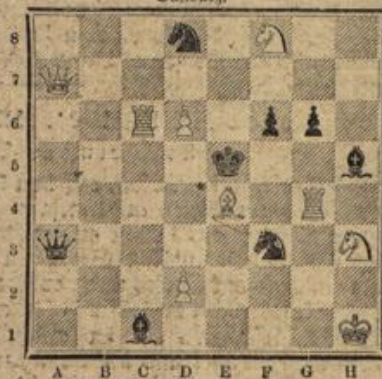
Diamanträtsel.



Durch Nichtablehnung der Buchstaben ergeben die Wörter der Quersreihen: 1) Ein Buchstabe. 2) Witterament. Mann. 3) Raubtier. 4) Silbersteinorgan. 5) Deutsche Stadt. 6) Österreich. Stadt. 7) Mädchenname. 8) Stadt in Ostpreußen. 9) Ein Buchstabe. Die beiden Diagonalen geben den gleichen Namen einer deutschen Stadt. Julius Fald.

Problem Nr. 161.

Von Dr. B. d. Nach.
(Casos. Ceskyeh Sach. 1913.)
Schwarz.



Weiße.
Matt in 2 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriffs: Aller, Aller. — Des Arithmogriffs: Bradmoud, Roba, Abraham, Camorra, Habana, Marmor, Omar, Norma, Danton — Bradmoud. Des Bilderrätsels: In neuen Ufern lodt ein neuer Tag! (Götze, Faust.)

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Allerlei

Ziel gefordert. Dame: „Warum führtest Du denn den Besuch nicht gleich in das Besuchszimmer?“ — Jose: „Ich wollte doch erst fragen, ob gnädige Frau zu Hause seien.“ — Dame: „Wer wird aber da erst fragen — das muß eine wohlgeschulte Jose doch ohne alles weitere dem Besuche gleich ansehen!“ (Fliegende Blätter.)

Was Neuhort gekostet hat. Das Eiland, auf dem die Stadt Neuhort erranden ist, verkauften im Jahre 1668 die Indianer an die Holländer für 10 Hemden, 30 Paar Strümpfe, 10 Gewehre, 30 Äpfel, 30 Pfund Pulver, 30 Beile, 30 Kessel und eine kupferne Bratpfanne. Dabei glaubten Käufer sowohl wie Verkäufer ein gutes Geschäft gemacht zu haben. A.

Geistesgegenwart. Der berühmte Kant ging auf dem Philosophendamm zu Königsberg i. B., wie oft, spazieren. Plötzlich stürzte ein wahnsinniger Meßger auf den Arglosen zu. Der berühmte Philosoph, der das Gefährliche seiner Lage sofort überließ, machte keine Miene, zu entfliehen, sondern richtete in kalter Ruhe die Frage an den Irnsinnigen: „Ist denn heute Schlachttag? So viel ich weiß, ist der erst morgen!“ — Der Irre blieb stehen, ließ das Messer sinken und ging verduht von dannen. A.